

## **„Denn ein Arbeiter ist seines Lohnes wert“.**

### **Pfarrerberuf, Pfarrerbild und Pfarrergehalt im Kontext ostdeutscher und westdeutscher Erfahrungen**

#### **1. Über Geld spricht man nicht**

„Über Geld spricht man nicht“, so lautet eine alte Regel. Gemeint ist wohl: Das Einkommen und der Besitz gehören zum Intimbereich des Menschen ebenso wie Fragen der Sexualität und der Religion. Geldfragen, soweit sie Personen betreffen, sind tabu.

Dieses Tabu ist gesellschaftlich zwar längst brüchig geworden. Die Bildzeitung veröffentlicht in regelmäßigen Abständen Gehaltstabellen der Beamten oder Angestellten des Öffentlichen Dienstes. Tarifstreitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern finden vor den Augen und Ohren der Öffentlichkeit statt. Die Spitzeneinkommen von Fußballstars, von führenden Managern und sogar vom Chefdirigenten des Gewandhausorchesters werden aus unterschiedlichen Motiven gelegentlich Gegenstand der öffentlichen Debatte. Überall scheint man über das Geld zu sprechen.

Aber in Theologie und Kirche wird, der alten Regel entsprechend, über die Einkommen der Pfarrer und Pfarrerinnen nach wie vor wenig gesprochen. Das betrifft einmal die Synoden, in denen man sich bei den Haushaltberatungen gern an einem einzelnen umstrittenen Bauprojekt lange aufhält, während die hohen Summen für die Gehälter und die regelmäßigen Gehaltsanhebungen in Angleichung an die Anhebungen im Öffentlichen Dienst kaum oder gar nicht diskutiert werden. Über dieses Geld spricht man nicht. Und das betrifft auch die theologisch-wissenschaftliche Literatur, die in der Regel zum Thema Geld, vor allem zum konkreten Thema „Gehälter in der Kirche“, schweigt.

In der pastoraltheologischen Literatur der letzten Jahrzehnte ist es eigentlich nur ein Titel, der das Thema aufgreift und der zugleich auch das Schweigen zum Thema Pfarrbesoldung einbezieht, nämlich das Buch von Manfred Josuttis „Der Pfarrer ist anders. Aspekte einer zeitgenössischen Pastoraltheologie“<sup>1</sup>.

In seinem Kapitel „Der Pfarrer und das Geld“ stellt der damalige Göttinger Praktische Theologe die These auf, dass dieses Schweigen sich aus einem unausgesprochenen Schuldgefühl erkläre. Dies erklärt er mit drei Vermutungen, warum das Thema Geld für Theologen unangenehm sei und Gewissensprobleme bereite:

„1. Das Thema ‚Geld‘ ist für den Theologen deswegen unangenehm, weil es ihn an die Gespaltenheit seiner theologischen Existenz erinnert... Der Pfarrer lebt als Priester, obwohl er Prophet sein möchte. Den Auftrag, im Namen Gottes zu reden, lässt er sich von der Gemeinde bezahlen. Die theologische Interpretation dieses Berufs, die auf Unabhängigkeit gegenüber der Institution abstellt, und die ökonomische Ausstattung des Berufs, die ein Abhängigkeitsverhältnis zur Institution impliziert, stehen im Widerspruch zueinander.“

„2. Das Thema ‚Geld‘ ist für den Theologen auch deswegen unangenehm, weil es ihn auch in sozialetischer Hinsicht an einen Widerspruch seiner theologischen Existenz erinnert. Der mitteleuropäische Pfarrer gehört, in ökumenischer Perspektive, an die Seite der Reichen und verkündigt ‚Das Evangelium der Armen‘...“

„3. Das Thema ‚Geld‘ ist für den Theologen schließlich deswegen unangenehm, weil es ihn an den Widerspruch im theologischen Kern seiner Existenz erinnert. ‚Niemand kann zwei Herren dienen... Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon‘ (Mt 6,24)... In einer bestimmten Hinsicht schließen Geld und Gott einander aus... Das Phänomen des Geldes muss Aspekte

---

<sup>1</sup> München, 2. Auflage 1983.

umfassen, die die Grundlagen der menschlichen Existenz tangieren, gerade weil sie das Gottesverhältnis des Menschen stören...“<sup>2</sup>

Über Geld spricht man nicht. Lutherische Theologie konnte die Fragen der Pfarrbesoldung lange Zeit mit Hilfe ihrer Zwei-Reiche-Lehre als theologisch nebensächlich ansehen und sie als Angelegenheit der vernünftigen Verwaltung der Institution Kirche verstehen. Barmen III dagegen verwies auf das Zeugnis, das die Kirche auch „mit ihrer Ordnung“ vor der Welt ablegt.<sup>3</sup> Aber in den Veröffentlichungen des Theologischen Ausschusses der EKU zu Barmen III, in denen die damaligen Bekenntnisaussagen auf ihre Relevanz für die Kirche in den 80er Jahren befragt wurden, tauchen die Gehälterfragen nur ganz am Rande auf.<sup>4</sup> Insofern ist es zunächst als positives Faktum zu werten, dass im Prozess der Gespräche über die Bildung einer „Nordkirche“ aus Landeskirchen, die entweder auf dem Gebiet der alten Bundesrepublik zu Hause waren oder im Gebiet der ehemaligen DDR, Fragen des Geldes – und dabei auch die der Pfarrergehälter – ausdrücklich diskutiert werden. Wenn Manfred Josuttis recht hätte, dass sich mit dem Thema Geld bei Theologen Schuldgefühle und unbewusste Motive verbinden, dann könnte es sein, dass es kein Nebenthema, sondern vielleicht sogar ein Schlüsselthema ist, mit dem sich wichtige Erfahrungen, aber auch unterschwellige Befürchtungen und Hoffnungen im Blick auf die neue Kirchenstruktur verbinden. Eine Konsequenz hat allerdings das Schweigen zum Thema Geld auch: Wenn wir heute etwas zu diesem Thema sagen wollen, dann können wir kaum auf bewährte Grundlagen zurückgreifen. Da kann ich oft nur von meinen Erfahrungen und subjektiven Vermutungen ausgehen.

Dennoch möchte ich mich dem Thema Geld nicht direkt und ausschließlich zuwenden. Zunächst soll von den Leitbildern die Rede sein, die Pfarrer und Pfarrerinnen in beiden Teilen Deutschlands für ihren Beruf und dessen Interpretation motiviert haben.

## 2. Pfarrerbilder in wechselnden Farben

Wenn man danach sucht, was Pfarrerinnen und Pfarrer für ihren Beruf motiviert und wodurch sie sich in ihrer Berufsausübung steuern lassen, dann sollte man sie nach ihrem Pfarrerbild fragen. Nicht immer haben sich Pfarrerinnen und Pfarrer ihr persönliches Pfarrerbild bewusst gemacht. Und mancher fühlt sich mehreren Pfarrerbildern gleichzeitig verpflichtet. Dennoch sorgt dieses innere Bild davon, wie ein Pfarrer bzw. eine Pfarrerin „eigentlich“ zu sein und zu handeln hat, dafür, dass sich die Angehörigen dieses Berufs in ganz unterschiedlichen beruflichen Situationen mit ihm identifizieren, dass sie von ihm Handlungssicherheit empfangen und dass sie über die eigene berufliche Erfahrung hinaus auch immer wieder auf neue und andere Möglichkeiten des Handelns setzen.

Besonders die Pastoralpsychologie hat die große Bedeutung dieses Themas für die Pfarrerinnen und Pfarrer bewusst gemacht. Deshalb hat sie es in die pastoralpsychologisch geprägten Seelsorge-Ausbildungsgänge und in die pastoraltheologische Literatur eingebracht<sup>5</sup>. Wer sich mit dem Thema beschäftigt, wird wissen, dass es einerseits so etwas wie ein dominierendes Paradigma gibt, wie man den Pfarrerberuf zu einer bestimmten Zeit versteht, und dass es andererseits dennoch deutliche generationsspezifische und frömmigkeitsspezifische Unterschiede zwischen den einzelnen Vertretern des pastoralen

---

<sup>2</sup> M.Josuttis, Der Pfarrer ist anders, 153f.

<sup>3</sup> „Sie hat mit ihrem Glauben wie mit ihrem Gehorsam, mit ihrer Botschaft wie mit ihrer Ordnung mitten in der Welt der Sünde als die Kirche der begnadigten Sünder zu bezeugen, dass sie allein sein Eigentum ist...“, vgl. zum Ganzen A.Burgsmüller/R.Weth Hg.): Die Barmer Theologische Erklärung. Einführung und Dokumentation, Neukirchen-Vluyn 5.Aufl. 1993.

<sup>4</sup> A.Burgsmüller (Hg.): Kirche als „Gemeinde von Brüdern“, Bd. 2, Votum des Theologischen Ausschusses der EKU, Gütersloh 1981, 86.

<sup>5</sup> Vgl. z.B. Michael Klessmann: Pfarrbilder im Wandel. Ein Beruf im Umbruch, Neukirchen-Vluyn 2001.

Berufs in dieser Zeitspanne gibt. Insofern sind alle Abstraktionen immer ein wenig problematisch. Sie müssen die Komplexität der Wirklichkeit reduzieren. Aber gerade dadurch leisten sie einen wichtigen Beitrag, um zu begreifen, wie viele Pfarrer ihr Amt zu einer bestimmten Zeit verstanden und woran sie sich orientiert haben. Das Thema Pfarrerbild ist vermutlich ein bedeutsames Schlüsselthema im Prozess des Zusammenwachsens von Kirchen, weil man auf diese Weise den beruflichen Motivationen früherer Pfarrerinnen und Pfarrer nahe kommt und weil man etwas von dem sehen lernt, was vielleicht bis heute die Unterschiedlichkeit in den verschiedenen Kirchen bestimmt.

Welche Pfarrerbilder haben in den vergangenen Jahrzehnten in den evangelischen Landeskirchen Deutschlands eine tragende Rolle gespielt? Welche Unterschiede gab es zwischen den östlichen und den westlichen Landeskirchen?

Meine These ist zunächst, dass man seit 1945 mit drei unterschiedlichen Pfarrerbildern rechnen kann, die einander ablösen, und dass diese drei großen Pfarrerbilder relativ unabhängig vom unterschiedlichen politisch-gesellschaftlichen Kontext in Ost- und Westdeutschland gleichermaßen galten:

#### *a) Der Zeuge des Evangeliums*

Von 1945 bis zum Ende der 1960er Jahre identifizierten sich viele Pfarrer mit dem Bild vom „Zeugen des Evangeliums“. Im Hintergrund stand die damals vorherrschende dialektische Theologie, die den Pfarrerberuf an die Verkündigungsfunktion band. Die kirchliche Arbeit verstand sich wesentlich als eine auf die Bibel bezogene und in ihr begründete Tätigkeit. Der Pfarrer sah in den unterschiedlichen Berufsfeldern – auch in der Katechese und in der Seelsorge, bei der Gestaltung der Kasualien und bei der Verwaltung des Pfarramtes – die Aufgabe und die Würde seines Berufs darin, das Evangelium „zu bezeugen“. Die ihm obliegenden Verpflichtungen wurden als relativ objektiv verstanden (die Auslegung der Bibel, die Ausführung der Kirchen- und Gottesdienstordnungen). Ihnen gegenüber – vor allem der Bibel gegenüber – fühlte er sich zu Treue und Gehorsam verpflichtet. Die eigene Subjektivität hatte nur einen begrenzten Raum im Bild vom „Zeugen“ des Evangeliums.

Das Bild vom Zeugen des Evangeliums erhält seine konkreten Farben in den unterschiedlichen Gemeindesituationen mit ihren jeweiligen Herausforderungen und durch die jeweiligen Personen mit ihren Begabungen: Die einen identifizieren ihren Zeugendienst vor allem mit der Aufgabe der Predigt. Der Pfarrer wird vor allem als Prediger verstanden. Dieses Pfarrerbild erfreute sich einer großen kirchlichen Anerkennung. Ausbildungsseminare für Vikarinnen und Vikare hießen (und heißen noch immer) ganz selbstverständlich „Prediger“-Seminare. Die anderen identifizierten sich noch stärker mit der katechetischen Aufgabe. Hier fühlen sie sich besonders kompetent. Konfirmandenunterricht oder andere Formen der Unterweisung in der Gemeinde lagen ihnen am Herzen. Und wieder andere identifizierten sich viel stärker mit dem Amt der Kirche unter Einschluss der Verwaltungs- und Leitungsaufgaben. Sie bejahten die Rolle, die ihnen anvertraute Kirchengemeinde „mit dem Wort Gottes zu leiten“ und verstanden diese Leitungsaufgabe überhaupt als das Spezifische des Zeugnisdienstes.

#### *b) Der Kommunikator des Evangeliums*

Ende der sechziger Jahre wurden nicht nur in der Gesellschaft viele überlieferte Werte und Strukturen in Frage gestellt, sondern auch in Kirche und Theologie. In der Homiletik ist es Ernst Lange, der mit dem Leitbegriff der „Kommunikation des Evangeliums“ die Predigtlehre von ihrem einlinig deduktiven Verfahren („Vom Text zur Predigt“) wegführte und der sie zu einem offeneren kommunikativen Prozess einlud. Die dialogisch konzipierten Predigtstudien waren dafür ein sichtbares Signal. In allen Feldern des pastoralen Handelns entdeckte man die Chancen offenerer, dialogischerer, auf Mündigkeit und Beteiligung zielender Kommunikation.

Für den Gemeindeaufbau entdeckte man Teampfarramt und Gruppenarbeit. In der Seelsorge löste man sich ganz vom Verkündigungsparadigma zugunsten des professionell geführten, nondirektiven Gesprächs. An die Stelle monologischer Bibelstunden trat die gesprächsorientierte Bibelarbeit.

Der Pfarrer als Kommunikator – auch dieses Leitbild konnte je nach Ort und Personen seine besonderen Färbungen annehmen: Die einen verstanden sich primär als Moderatoren einer gesprächsorientierten Gemeinde. Gespräche zu initiieren und zu moderieren sahen sie als ihre besondere Aufgabe. Die anderen entdeckten neu die Rolle eines Seelsorgers, eines Fachmannes für das seelsorgerliche Gespräch, und sie besuchten dazu entsprechende Ausbildungsgänge. Die dritten definierten sich vor allem als Zeitgenossen, als Menschen, die den historisch gewachsenen fatalen Abstand zwischen Kirche und Welt in ihrer Person und in ihrer Amtsführung überwinden wollten. Deshalb rangierten sie alle Lutherröcke und Eckenkragen aus ihren Kleiderschränken aus, und deshalb organisierten sie Freizeiten und andere Begegnungsfelder, in denen der Abstand zwischen Pfarrern und Gemeindegliedern praktisch reduziert werden konnte.

### *c) Der Repräsentant von Glauben und Kirche*

Etwa vom Beginn der 1990 Jahre wird man von einem neuen Pfarrerbild sprechen können, mit dem sich nun viele Berufsgenossinnen und -genossen identifizieren. Die pastoralpsychologisch geprägte Seelsorgelehre findet in dieser Zeit weniger Anhänger. Viele wenden sich eher der Gottesdienstgestaltung und der Lehre vom Gottesdienst, der Liturgiewissenschaft, zu. Dass Pfarrer als Leiter von Ritualen eine wichtige Rolle zu spielen haben, ist vielen selbstverständlich. Die den Pfarrerinnen und Pfarrern in den Kasualien zugeordnete Rolle als „Zeremonienmeister“ schreckt sie nicht ab; viele finden sie eher attraktiv und identifizieren sich mit ihr. Manfred Josuttis, als Pastoraltheologe stets auf der Höhe der wechselnden Zeiten, stellt ein neues pastoraltheologisches Leitbild vom Pfarrer als „Führer ins Heilige“ vor.

Das Pfarrerbild der Gegenwart, wie es sich seit den 90er Jahren entwickelt hat, lässt sich vielleicht im Begriff des „Repräsentanten von Glaube und Kirche“ zusammenfassen. Der Pluralismus in der postmodernen Gesellschaft macht Repräsentanten der verschiedenen Institutionen erforderlich, die um Einfluss werben. Die Repräsentanz in Sachen Kirche hat ihren besonderen Ort im Gottesdienst. Hier wird der Pfarrer zum sachkundigen Liturgen, zum überzeugenden Zeremonial. Die Repräsentanz in den unterschiedlichen Feldern der Gemeindegliederarbeit kann entweder eher spirituell wahrgenommen werden. Da wird der Pfarrer zum „Führer ins Heilige“, zum „Spiritual“ engagierter Gemeindeglieder, die mit ihm und durch ihn das Handwerkszeug des geistlichen Lebens kennen lernen wollen. Oder sie wird eher gemeindepädagogisch-dialogisch wahrgenommen. Da kommt es auf die religionshermeneutischen Kompetenzen des Pfarrers an, der Menschen anleitet, christliche und kirchliche Traditionen heute im Kontext des gegenwärtigen Lebens- und Weltverständnisses neu zu erschließen.

Noch einmal: Ich gehe davon aus, dass diese Pfarrerbilder in beiden Teilen Deutschlands in ähnlicher Weise und zu ähnlichen Zeiten vertreten wurden, und zwar aus einem doppelten Grund:

- Einmal weil sich in ihnen bestimmte Tendenzen der gesellschaftlichen Entwicklung niederschlugen, die für die Menschen in beiden politischen Systemen relevant waren, wie z.B. die Sehnsucht nach Dialog und mehr Demokratie seit dem Ende der 60er Jahre oder die Postmoderne mit ihren Tendenzen zur Ästhetisierung des Lebens seit den 1990er Jahren.
- Zum anderen weil es eine Fülle direkten und indirekten Austauschs in der Theologie und zwischen den Kirchen in Ost- und Westdeutschland gab, auch in den Jahren seit der Existenz der Berliner Mauer.

Aber: Ich zugleich davon aus, dass der konkrete Pfarrerberuf – trotz der möglichen Orientierung auf ein gemeinsames Pfarrerbild – dennoch sehr unterschiedlich erlebt wurde. Dabei spielen auch Status und Gehalt eine deutlich unterschiedliche Rolle.

### **3. Pfarrer sein in unterschiedlichen Kontexten**

#### *a) Pfarrer sein – nach dem Ende des Krieges*

Unmittelbar nach dem Ende des Krieges standen die Gemeinden in Ost und West und mit ihnen deren Pfarrer in recht ähnlichen Herausforderungen: Sie hatten den unmittelbaren Folgen des Krieges zu begegnen, die vielen Umsiedler zu integrieren, die unmittelbare Not zu lindern – und in dem allem die Menschen innerlich, geistlich, zu stabilisieren. Die Aufgaben waren oft riesig, und wir haben wohl mit großen Respekt an die zu denken, die damals die Verantwortung getragen haben.

Auch im Osten gab es damals volkshkirchliche Verhältnisse im Blick auf die großen Zahlen derer, die zur Kirche gehörten und die von der Kirche etwas erwarteten. Aber oft dauerte es nur eine kurze Zeit, bis die Kirche und die Pfarrer von den sich neu etablierenden politischen Machthabern persönlich angefeindet wurden. Die Behinderungen einer kirchlichen Jugendarbeit durch staatliche Gremien begannen schon 1945. Anfang der 50er Jahre eskalierte der Konflikt um die kirchliche Jugendarbeit. Die Junge Gemeinde wurde in SED-Zeitungen als „Tarnorganisation für Kriegshetze, Sabotage und Spionage im US-Auftrag“ bezeichnet. Einzelne Pfarrer wurden verhaftet (z.B. Johannes Hamel). Es folgten feindselige Kampagnen gegen kirchliche Jugendzentren der DDR, Übergriffe gegen christliche Jugendliche in vielen Oberschulen und Betrieben. Auch wenn es nach dem 17. Juni zunächst eine gewisse Atempause gab, wurde der Kampf um die Jugend danach in anderer Weise fortgesetzt: durch offen atheistische Lehrinhalte in den Schulen, durch die Durchsetzung der Jugendweihe usw.

Wer sich als Pfarrer in jenen Jahren mit dem Bild vom Zeugen des Evangeliums identifizierte, der wusste, dass solche Zeugenschaft nicht mit öffentlicher Anerkennung honoriert wird, sondern dass zu ihr Mut und die Bereitschaft gehörten, erhebliche persönliche oder familiäre Nachteile in Kauf zu nehmen. Zeugenschaft und Nachfolge gehörten zusammen. Das kannte man aus der Bibel und das erlebte man unmittelbar. Was die Pfarrer damals im Osten in ihrem Dienst stabilisierte, war wohl einerseits die geistliche Gewissheit, dass sich das Zeuge-Sein gerade in der Nachfolge bewährt, und das war wohl andererseits die innere Solidarität in der Kirche. Der gemeinsame Gegner schweißte die Kirche zusammen – und zwar auf der Gemeindeebene ebenso wie im Verhältnis von Kirchenleitung und Gemeinden. Noch waren die Kirchen gut gefüllt. Die Kirche war mit ihrer Massenbasis auch eine politische Macht, auch wenn die Schalthebel der Politik in kirchenfeindlichen Händen lagen.

Das magere Pfarrergehalt spielte für die Identifikation mit diesem Beruf vermutlich kaum eine Rolle. Dass es sehr bescheiden war, entsprach den sonstigen gesellschaftlichen Erfahrungen, dass man in diesem Beruf wenig öffentliche Anerkennung und materielle Vorteile erlangen kann, sondern auf einen „Lohn“ anderer Art setzen muss. Wenn man wirtschaftlich überleben wollte, brauchte es vor allem die Begabung, aus dem jeweils Vorhandenen etwas zu machen: Ich sehe meine Mutter noch vor mir, wie sie abgetragene Mäntel gewendet und zu neuen Kindermänteln umfunktioniert hat. Die Pfarrgärten wurden auch wirtschaftlich genutzt: Viele Pfarrer hielten Schafe, Karnickel oder Hühner. Die Pfarrfrauen zauberten aus dem Wenigen etwas, was die Familie überleben ließ.

Im Westen Deutschlands erlebte die Volkskirche noch einmal eine große Blüte. Die Pfarrer, die ihren Dienst ebenfalls von der Verkündigungsfunktion her verstanden, waren zugleich öffentlich anerkannte Repräsentanten lebendiger volkshkirchlicher Gemeinden. Sie spielten im kirchlichen und im gesellschaftlichen Leben eine hervorragende Rolle. Ihre

Wohnung, ihr Lebensstandard, ihr Gehalt entwickelte sich – analog zu dem von Personen in vergleichbaren Berufen: von Studienräten und Apothekern, von Beamten und kleineren leitenden Angestellten. Da sich die Landeskirchen zunehmend finanziell stabilisierten und da auch überall im Lande die Konsolidierung der Verhältnisse unübersehbar war, war es folgerichtig, dass auch die Pfarrer am bescheidenen wachsenden Wohlstand Anteil haben. Das Gehalt war für sie wohl ebenso ein Zeichen der Wertschätzung ihres Berufes, wie es das auch in anderen Berufen der Fall war.

#### *b) Pfarrer sein – im Umbruch nach 1968*

Der Pfarrer als „Kommunikator“ – das ist im Westen die Antwort vieler Pfarrerinnen und Pfarrer auf den Verdacht, die Kirche gehöre wie die anderen Großinstitutionen (Staat, Parteien, die Schulen und Universitäten, die großen Konzerne) ganz auf die Seite der autoritären traditionalistischen Organisationen, von denen man sich lieber abwendet. Sie wollen dem entgegentreten und sie setzen sich deshalb dafür ein, das Evangelium dialogisch zu kommunizieren. Sie entdecken inhaltlich die emanzipatorischen Seiten in der biblischen und christlichen Überlieferung, und sie wollen die Kirche strukturell modernisieren. Manche von ihnen müssen sich zu ihrer Zeit – viel stärker als ihre Vorgänger – mit neuartigen Infragestellungen kirchlicher Rechte und Gewohnheiten auseinandersetzen. Und viele sorgen sich um eine wachsende Distanz gegenüber Kirche und Glauben. Der Pfarrer als Kommunikator ist ein fleißiger Vertreter seines Berufes. Kommunikation kostet Kraft und Zeit, gleich ob in der Seelsorge, im Unterricht, in der Predigt. Dass man für diese Arbeit mit einer Wochenstundenzahl von 55 oder 60 Stunden Arbeitszeit ordentlich bezahlt wird, so empfinden es wohl viele, ist angemessen.

Der Pfarrer als Kommunikator im Osten Deutschlands lebt in einer anderen Situation. Im August 1961 wird die Mauer gebaut. Die DDR wird zunehmend als Staat anerkannt. 1967 lösen sich die Kirchen in der DDR aus der EKD und gründen den Bund der Ev. Kirchen in der DDR, um eine arbeitsfähige gemeinsame Struktur zu haben. Die Menschen arrangieren sich mit der politischen Realität, also mit der totalitären Macht der SED und ihrem Staatsatheismus. In den 1960er und 70er Jahren verlassen viele die Kirche. Die Jugendweihe wird zum Massenphänomen. Die Pfarrer repräsentieren eine Institution, die zunehmend an den gesellschaftlichen Rand gerät und der nur noch eine gesellschaftliche Minderheit angehört. Der späte Bonhoeffer mit seiner radikalen Ekklesiologie („Kirche für andere“) und die ökumenische Diaspora-Theologie prägen die Ordnungen des Kirchenbundes ebenso wie die Kirchenbilder der geistig beweglichen Gemeindeglieder und Pfarrer. Der Pfarrer versteht sich als Kommunikator in dieser mehr und mehr minorisierten Kirche, d.h. bei ihm und in seinen Gruppen entwickeln sich offene Gespräche. Hier liest man, was andernorts verschwiegen oder verboten wird. Hier existiert ein Freiraum des Denkens, der Kirche auch zunehmend nach außen attraktiv macht. Der Pfarrer steht am Rande der Gesellschaft als ein Außenseiter, aber als solcher wird er zunehmend interessant als einer, der für Alternativen und Alternatives steht.

Das Pfarrergehalt, auch wenn es ein bisschen gestiegen ist, liegt in dieser Zeit erheblich unter dem, was Lehrer oder staatliche Funktionäre erhalten. Auch aus anderen Vergünstigungen (z.B. billiger Urlaubplatz über die Einheitsgewerkschaft) fallen die Pfarrer und Pfarrerinnen heraus. Das geringe Gehalt ist für viele ein wirtschaftliches Problem. Man lernt es, mit dem Wenigen auszukommen. Viele Pfarrfrauen müssen berufstätig sein, damit das Geld halbwegs reicht. Viele wollen es zudem, weil es gesellschaftlich üblich ist. Für viele ist die „Textilhilfe“ in DM aus den westlichen Partnerkirchen eine echte Hilfe. Sie gewährt die Chance, sich einen kleinen Luxus zu gönnen (Kaffee, Schokolade, Waschpulver...); sie wird allerdings in der Gesellschaft als Privileg der kirchlichen Mitarbeiter durchaus registriert. Auch jetzt kommt man kaum auf den Gedanken, das Gehalt mit einer Art Anerkennung der eigenen Arbeit in Verbindung zu bringen. Alternative werden wohl stets schlecht bezahlt.

Wer spürt, wie mancher Kirchenferne eher neidisch auf Gemeindeleben und Christsein blickt, der bezieht eher aus solchen Erlebnissen seine berufliche Zufriedenheit.

### *c) Pfarrer sein nach der Wende 1989/90*

Der „Repräsentant von Glaube und Kirche“, so hatte ich das vorherrschende Pfarrerbild der Jahre seit der Wende bezeichnet. Viele Pfarrerinnen oder Pfarrer im Osten stehen auf einmal im Licht der Medien. Sie schreiben Kolumnen in den Tageszeitungen. Über ihre Aktivitäten wird öfters berichtet, manchmal vielleicht auch in Ermangelung anderer nennenswerter Aktivitäten in manchen Dörfern und Kleinstädten. Eine gewaltige Renovierungswelle muss bewältigt werden. Aber nun verfügen viele Gemeinden über attraktive Kirchen. Die alten schmücken Kirchen und das, was in ihnen geschieht, werden auch öffentlich wahrgenommen. Dem gegenüber bleibt vieles verborgen, was in den kleiner gewordenen kirchlichen Gesprächskreisen geschieht. Der Pfarrer steht für Kirche und christlichen Glauben, er repräsentiert eine Weltanschauung, die vielen ganz fremd geworden ist, zu der sie zwar keinen Zugang haben, der sie aber meist eher freundlich-distanziert, nicht feindselig gegenüberstehen. Wenn der Pfarrer etwa das formuliert, was man selbst denkt, freut man sich darüber.

Das Pfarrergehalt wird Schritt um Schritt den Westgehältern angeglichen. Endlich kann man sich etwas leisten, oft mehr als andere Leute um einen herum. Aber das Gehalt entsolidarisiert: Kirchenmusiker und Gemeindepädagogen verdienen jetzt erheblich weniger als Pfarrerinnen und Pfarrer. Einzelne Kirchenvorstände beklagen sich, dass zwischen der Leistung des Pfarrers und seinem Gehalt eine erhebliche Differenz sei. In manchen Dörfern oder Kleinstädten gehören die Pfarrer nun auf einmal zu den Spitzenverdienern, weil Kirchenmitglieder meist Rentner sind oder weil sie nicht (mehr) zur Führungsschicht auf lokaler gesellschaftlicher Ebene gehören, die gut verdient. Vielen im pastoralen Beruf geht es ambivalent mit ihrem höheren Gehalt: Sie genießen es, nicht mehr jede Mark bzw. jeden Euro dreimal umdrehen zu müssen. Sie vermuten aber, dass Gehalt und Lebensstil sie weiter von einzelnen und von der Gemeinde entfernen, als es gut ist. Viele bedauern, dass die Hierarchie der kirchlichen Berufe durch die unterschiedlichen Gehaltshöhen zu fest zementiert wird.

Wenn die repräsentative Funktion des Pfarrers im Westen in den Vordergrund rückt, dann wohl auch deswegen, weil die Ansprüche an eine kompetente kirchliche Dienstleistung gestiegen sind. Bei Taufen, Trauungen, Konfirmationen und auch bei Beerdigungen ist vielen die Handlung oft wichtiger als die Worte, die der Pfarrer, die Pfarrerin spricht. Den Glauben repräsentieren, das bedeutet für viele: ihn ästhetisch überzeugend in symbolische Handlung übersetzen. Liturgisch „präsent“ sein zu können, wünschen sich dem entsprechend viele Pfarrerinnen und Pfarrer. Nicht nur im Osten, auch im Westen werden spirituelle Vollzüge immer weniger in den Familien übermittelt. Wie man betet, lernen nur wenige noch von ihren Eltern oder Großeltern. Deshalb erwarten viele von denen, die für die Kirche tätig sind, dass sie diese Aufgabe für sie übernehmen, dass sie den Glauben repräsentieren und dass sie in Vollzüge einladen, mit denen man Glauben lernen und in denen man sich im Glauben vergewissern kann.

Dass die Gehaltsfrage hier nicht laut thematisiert wird, könnte auch daran liegen, dass sie im Westen gegenwärtig nicht sonderlich interessiert: Auch andere verdienen ähnlich viel wie die Pfarrer. Und manche verdienen erheblich mehr. Ich vermute, dass noch immer Pfarrerinnen und Pfarrer im Westen die Höhe ihres Gehaltes als einen Gradmesser empfinden, wie viel den Gemeindegliedern und der Gesellschaft ihre Tätigkeit wert ist.

Wir ziehen eine Zwischenbilanz:

Wir haben gespürt, wie sehr die Frage des Gehaltes und der Gehaltshöhe mit der jeweiligen Situation der Kirche in der Gesellschaft verflochten war und ist. Das

vergleichsweise niedrige Gehalt im Osten konnte bei allen wirtschaftlichen Problemen, die es für die Pfarrersfamilien mit sich brachte, von den Pfarrerinnen und Pfarrern verkraftet werden, weil es wohl nie als Zeichen der Wertschätzung dem Pfarrerberuf gegenüber verstanden wurde und weil es solidarisch mit denen machte, die ebenfalls wenig verdienten: die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, aber auch andere Gemeindeglieder mit geringem Einkommen.

Das vergleichsweise gute Gehalt im Westen wurde gestützt von einer Gesellschaft, in der viele Menschen gut verdienten, und von einer Haltung, die ganz selbstverständlich das Gehalt als Ausdruck der Wertschätzung des Pfarrerberufs betrachtete.

Wenn man die Pfarrergehälter in Ost und West vergleicht, geht es nicht nur um die objektiven Unterschiede von Gehaltshöhe oder Kaufkraft der jeweiligen Währung, sondern es geht auch um die unterschiedliche Bedeutung, die man dem Gehalt als Anerkennungsmittel beilegte und beilegt.

Worauf kommt es aber nun an, wenn die verschiedenen Traditionen zusammengeführt werden und aus Ost- und Westkirchen eine gemeinsame Landeskirche gebildet wird? Gibt es biblisch-theologische Hinweise, die richtunggebend für Gehaltsfragen sein könnten?

#### **4. Kirchliche Gehälter in neutestamentlicher Perspektive**

Das Neue Testament macht es uns nicht leicht, in ihm Hinweise auf unsere Fragen nach dem Geld in der Kirche und nach Höhe und Funktion kirchlicher Gehälter zu finden. Die Kirche in neutestamentlicher Zeit beginnt sich erst zu konstituieren. Zwischen der Existenz eines missionierenden Reiseapostels und einem studierten und ordinierten Pfarrer von heute liegen Welten. Dennoch wird von Geld, von Reichtum bzw. Armut und von den Gaben, die Gemeinden für Apostel geben, gesprochen, und wir können fragen, ob diese als indirekte Hinweise auf unsere kirchliche Finanz- und Gehaltspraxis verstanden werden können. Wie lassen sich die neutestamentlichen Aussagen bündeln?

##### *a) Neutestamentliche Argumentationen*

Der eine Argumentationsstrang im NT beschäftigt sich generell mit dem den Menschen zur Verfügung gestellten Besitz. Er fügt sich ein in die Hinweise zur Wohltätigkeit an Armen und Rechtlosen, wie sie sich im AT, aber auch in sonstiger antiker Literatur finden, wenngleich bestimmte Aussagen radikalisiert werden. Besitz wird nicht abgelehnt, sondern als Gabe Gottes wertgeschätzt. Vor allem im Lukasevangelium wird aber aus dem Verständnis des Besitzes als von Gott anvertraute Gabe sehr deutlich die Verpflichtung abgeleitet, mit diesem Besitz nicht nur für sich, sondern auch für den Nächsten Gutes zu wirken. Beispielhaft wird eine solche Haltung anhand des barmherzigen Samariters erläutert (Lk 10, 25-37), aber auch in den Beispielen von der Gütergemeinschaft der ersten Christen in Jerusalem. Nicht zufällig wird unmittelbar im Anschluss an die Ausgießung des Geistes von der Gütergemeinschaft erzählt. „Apg 2,44f schildert gewissermaßen den ‚geistvollen‘ Umgang mit Besitz“.<sup>6</sup> Der Besitz als solcher wird nicht verteufelt, wohl aber wird immer wieder auf die Beziehung angespielt, die Christen zum Besitz entwickeln. Der reiche Kornbauer steht für die Menschen, deren Herz von der Fixierung auf das Geld besetzt ist und die deshalb nicht „reich sind bei Gott“ (Lk 12, 16-21). Ähnlich sind die Warnungen in der Bergpredigt des Matthäusevangeliums zu verstehen, wenn vor dem Schätze Sammeln auf Erden gewarnt wird mit der Begründung: „Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz“. Man könne nicht „Gott dienen und dem Mammon“ (6, 21. 24). Exemplarisch wird das anhand des reichen Jünglings gezeigt (Mt 19, 16-22).

---

<sup>6</sup> M.Konrad: Gott oder Mammon. Besitzethos und Diakonie im frühen Christentum, in: Chr. Sigrist (Hg.): Diakonie und Ökonomie. Orientierungen im Europa des Wandels, Zürich 2006, 130.

Ein anderer Argumentationsstrang besteht darin, dass die Geld- und Besitzthematik unter eschatologischer Perspektive betrachtet wird. Das unterscheidet die neutestamentliche Ethik im Ansatz von der traditionellen jüdischen und antiken Ethik. Mit der Geburt des Gottessohnes ist das Gottesreich nahe gekommen. In diesem Reich werden die Gewaltigen vom Thron gestürzt und die Niedrigen erhoben, die Hungrigen mit Gütern beschenkt und die Reichen leer gelassen, so besingt es Maria nach Lk 1, 46-55. Paulus leitet aus dem nahen Gottesreich die Haltung einer inneren Distanz zum Wesen dieser zwar noch bestehenden, aber nur noch begrenzt gültigen Welt ab: „Fortan sollen die, die kaufen (sein), als behielten sie es nicht“ (1Kor 7,30). Aus solcher Perspektive heraus werden die Jesuanhänger aufgefordert, nicht nur – wie in der Antike üblich – dort zu geben, wo man eine Gegenleistung erwarten kann: „Wenn ihr denen leiht, von denen ihr etwas zu bekommen hofft, welchen Dank habt ihr davon? ... Liebt eure Feinde, tut Gutes und leiht, wo ihr nichts dafür zu bekommen hofft“ (Lk 6, 34f). Klug sind die, die sich mit dem „ungerechten Mammon“ Freunde machen, die ihren Besitz in die investieren, die ihn brauchen (Lk 16, 9), die sich auf diese Weise einen „Schatz im Himmel“ erwerben. Die eschatologische Perspektive verändert nicht nur den unmittelbaren Umgang mit dem eigenen Geld, sondern auch die Werteskalen, nach denen Christen sich und andere beurteilen. Deshalb warnt der Jakobusbrief davor, den Armen Unehre anzutun und ihnen Leute vorzuziehen, die „mit einem Ring und in herrlicher Kleidung“ in die Gemeindeversammlung kommen. Gott habe die Armen erwählt, „die im Glauben reich sind“ (Jak 2, 1-6).

Ein dritter Gedankengang, vor allem in der Briefliteratur, beschäftigt sich mit Unterstützung, die Christen einander gewähren sollen. Paulus bewegen dabei zwei Angelegenheiten: Die eine ist die Kollekte für die Gemeinde in Jerusalem. Paulus wirbt in den Gemeinden, die er missioniert hat, dafür, die Armen in der Jerusalemer Gemeinde zu unterstützen (2Kor 9; Röm 15, 25-28. Interessant ist dabei, dass er dabei immer wieder deutlich zu machen versucht, dass es sich bei einer solchen „Gabe“ (auch Paulus redet vom Geld nie direkt, sondern stets in metaphorischen Umschreibungen) nie um eine einseitige Dienstleistung handelt, sondern um ein wechselseitiges Geschehen: Die jungen Gemeinden hätten an den „geistlichen Gütern“ dieser ursprünglichen christlichen Gemeinde Anteil erhalten, und deshalb sei es nun auch recht und billig, dass sie ihr diese Gabe mit „leiblichen Gütern“ zurück erstatteten (Röm 15, 27). Die andere Angelegenheit betrifft die Frage, ob die Apostel von den Gemeinden für ihren missionarischen Dienst materiell unterstützt werden sollten. Grundsätzlich stellt Paulus klar, dass der, der im Wort unterrichtet wird, seine Güter mit dem zu teilen hat, der ihn unterrichtet (Gal 6, 6). Er hält dieses Unterhaltsrecht der Apostel durch die Gemeinde geradezu für ein Gebot des Herrn: „dass, die das Evangelium verkündigen, sich vom Evangelium nähren sollen“ (1Kor 9, 14). Dabei spielt Paulus wohl auf das Jesuswort an, das sich bei Lukas im Zusammenhang mit der Aussendung der 72 Jünger findet: „Denn ein Arbeiter“ – auch ein missionierender Zeuge Jesu – „ist seines Lohnes wert.“

Ein viertes Moment kommt gerade auch bei Paulus ins Spiel, insofern er für sich persönlich die „vom Herrn“ gebotene Regel außer Kraft setzt. Er hat von dem, was prinzipiell gilt, bei seinen Besuchen in den Gemeinden, wie z.B. in Thessalonich (1Thess 2, 7-9) und in Korinth (1Kor 9, 15-19), keinen Gebrauch gemacht. Dabei spielen zwei Argumente eine Rolle<sup>7</sup>: Einmal will er auf diese Weise niemandem wirtschaftlich zur Last fallen (1Thess 2, 9; 2Kor 11, 9). Und zum anderen drückt er durch die Annahme solcher Unterstützung bzw. durch deren Verweigerung eine Beziehung aus. Dort, wo ein hierarchisches Verhältnis besteht und Paulus sich eher in der Vater- oder Mutterrolle (1Thess 2, 7) den Gemeinden gegenüber weiß, dort will er nicht nehmen, sondern vor allem geben (2Kor 12, 14). Aber dort, wo sich die Beziehung freundschaftlich entwickelt wie in Philippi, dort nimmt er Unterstützung an (Phil 4, 10-20; 2Kor 11, 9). Und er tut das, indem er sich nicht überschwänglich bei den

---

<sup>7</sup> Vgl. ausführlicher dazu: Chr. Gerber: Der fröhliche Geber. Gütertausch und Unterhaltsverzicht in Metaphern der Paulusbriefe, in: Jahrbuch für Biblische Theologie Bd. 21 (2006), Neukirchen-Vluyn 2006, 111-129.

Spendern aus Philippi bedankt, sondern indem er deren Gabe an ihn und sein Team als Ausdruck der Gemeinschaft von Geben und Nehmen (Phil 4, 15) und als ihre Form der Beteiligung an der Mission („Gemeinschaft am Evangelium“, Phil 1, 5) interpretiert.

#### *b) Kirchliche Gehälter im Licht neutestamentlicher Aussagen*

Wenn man sich ein wenig näher mit den neutestamentlichen Aussagen zum Geld beschäftigt, spürt man vielleicht verstärkt, wie kompliziert es ist, Beziehungen zwischen der heutigen Gehaltspraxis einer Großinstitution, wie es eine Landeskirche ist, und den verstreuten Bemerkungen in den Evangelien und in der Briefliteratur des Neuen Testaments herzustellen. Was ich jetzt vorstelle, kann nur ein Versuch sein:

1. Das NT geht nüchtern davon aus, dass es in der gegenwärtigen Welt notwendig ist, über ein bestimmtes Einkommen zu verfügen. Das trifft auch für die zu, die beruflich einen geistlichen Dienst versehen. Es ist angemessen, dass die Kirche diejenigen finanziell oder materiell entschädigt, die diese Arbeit tun. Wenn Christen dazu ihren Beitrag leisten – also durch Spenden, Abgaben oder auch durch ihre Kirchensteuer, dann kann sich darin mehr ausdrücken als nur die materielle Sicherstellung der Pfarrer/innen und kirchlichen Mitarbeiter/innen; es ist im Kern Ausdruck der „Gemeinschaft am Evangelium“. Dies sollte immer wieder einmal auch denen gegenüber bewusst gemacht werden, die vermutlich aus ganz unterschiedlichen Motiven ihre Kirchensteuer zahlen.
2. Die Frage, wie hoch Gehälter sein sollen, wird im NT nicht bedacht. Hier geht es ja eher um kostenlose Beherbergung und Verpflegung bzw. um finanzielle Zuschüsse, die für eine bestimmte Zeit reichen, um nicht anderen zur Last zu fallen. Strukturell ist das Pfarrergehalt wohl auch so etwas Ähnliches: Pfarrer und Pfarrerrinnen werden von ihrer Kirche alimentiert, um sich um die materiellen Dinge nicht sorgen zu müssen und frei zu sein für ihren Dienst. Ich kann von diesem Gedanken aus gut nachvollziehen, dass man den Pfarrerdienst vor Jahrzehnten in einer strukturellen Nähe zum Beamtendienst verstanden hat. Die Gehaltszahlung wird dabei als ein Element in einem wechselseitigen Dienst- und Treueverhältnis begriffen. Es ist verständlich, wenn eine relativ wohlhabende Kirche die, die sie von Berufs wegen repräsentieren, relativ gut bezahlt. Aber es ist auch konsequent, dass eine ärmere Kirche ihnen nur niedrigere Löhne zahlen kann. Das kann man an den weltweit gezahlten sehr unterschiedlichen Pfarrergehältern studieren. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der Rückgang der Mitgliederzahlen der evangelischen Kirche im Osten und im Norden Deutschlands dauerhaft ohne Konsequenzen für die Höhe der Gehälter bleibt. Wenn unsere Kirche ärmer wird, dann muss das geistlich gesehen für sie kein Schade sein. Denn sie kann vielleicht gerade so den Armen näher kommen.
3. Das NT problematisiert indirekt die Frage der Gehaltshöhe, insofern es zwischen „Reichen“ und „Armen“ unterscheidet und immer wieder auf die geistlichen Gefahren des Reichtums verweist. Der Reiche steht tendenziell in der Gefahr, seinen Besitz wichtiger zu nehmen als seinen Glauben an Gott. Er hat es schwer, sich bei der Wahl zwischen Gott und dem „Mammon“ für Gott zu entscheiden. Kirchliche Gehälter würden wohl dann problematisch – sie wären dann zu hoch, wenn sie deren Empfänger nicht mehr zum Dienst freistellten, sondern wenn sie sie so ausstatteten, dass die Fragen nach günstigen Geldanlagen, nach lohnenden Immobilien und nach Steuer sparenden Erbschaftsregelungen zum Dauerthema würden und viel Energie binden würden.
4. Im NT finden sich keine Hinweise darauf, dass das eigene Einkommen oder der eigene Besitz Signale für die Wertigkeit des Menschen sein könnten. „Die Wertigkeit eines Menschen korreliert nach christlichem Verständnis nicht mit seinem

Besitzstand.“<sup>8</sup> Deswegen gilt Gottes besonderes Augenmerk den „Geringen“ (vgl. Mt 25, 31-46), und deshalb sollen die üblichen Wertigkeitsmuster von hoch und gering, von reich und arm in der Gemeinde nicht gelten (vgl. Jak 2, 1-5). Was im Verhalten eines Christen nach außen gilt, sollte wohl auch Konsequenzen nach innen, im Blick auf sich selbst, haben: Er sollte sich vor einer zu einfachen Gleichsetzung von Einkommenshöhe und Wertschätzung seiner selbst hüten. Er sollte lernen, sich auch über manchen anderen „Lohn“ zu freuen. Hier können die Pfarrerinnen und Pfarrer im Westen von denen aus dem Osten manches lernen.

5. Das NT sieht einen Zusammenhang zwischen Geld geben bzw. Geld nehmen und der damit ausgedrückten Beziehung. Es entmythologisiert damit die scheinbare Neutralität von finanziellen Transaktionen. Paulus ist darin vorbildlich, dass er individuell auf eine Bezahlung verzichtet, um sich nicht Bereicherungsvorwürfen auszusetzen oder um nicht etwas zu verlangen, das nach seinem Empfinden der gegebenen Beziehung nicht entspricht. Für kirchliche Pfarrer/innen und Mitarbeiter/innen ist es wichtig, individuell ein Gespür für die inneren Zusammenhänge zwischen Geld und Beziehung zu entwickeln. Das ausreichende Gehalt, das sie beziehen, sollte es ihnen erleichtern, sich finanziell von Dritten unabhängig zu halten. Die Beziehungsthematik sollte über die persönliche Ebene hinaus aber auch institutionell im Blick bleiben, wenn Pfarrer und Pfarrerinnen für die Kirche Geld einwerben und wenn mit Geldzahlungen Dritter (Sponsoren) mehr oder weniger deutlich bestimmte Eigeninteressen verbunden werden, die dem kirchlichen Auftrag nicht entsprechen.

### 5. Zwei Schlussbemerkungen:

Einmal: Ich will und kann nicht empfehlen, wie die Gehaltsstruktur in einer kommenden Nordkirche aussehen wird – ob die Ostgehälter den Westgehältern angeglichen werden oder die Westgehälter langsamer steigen als in anderen Landeskirchen, ob es regionale Unterschiede geben wird und inwiefern bestimmte Leistungsprinzipien zur Voraussetzung gemacht werden usw. Ich wollte eigentlich nur aufzeigen, vor welchen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte solche Entscheidungen getroffen werden und innerhalb welcher biblischen Rahmenbestimmungen sie erfolgen müssen. Wenn diese beiden Seiten dabei mit im Blick sind, wird eine Entscheidung vielleicht nicht leichter, wohl aber angemessener ausfallen als ohne sie.

Zum anderen: In einer alten Pastoraltheologie von Martin Schian findet sich ein Artikel, der überschrieben ist mit „Der Pfarrer als Beamter“<sup>9</sup>. Und nachdem er die Vorteile des Beamtenstatus aufgezählt hat, fragt der Autor: Ist das normal? Ist es nicht gegen das Wesen seines Amts?“ Und dann berichtet er von einem Pfarrer, der sein Amt freiwillig verließ, weil er den Widerspruch zwischen der finanziellen und institutionelle Sicherheit des Berufs und seiner Verpflichtung auf Wahrheit und Unabhängigkeit nicht anders lösen konnte als im Bruch mit dem Amt der Kirche. Schian imponiert dieser eine Pfarrer, der sein individuelles Gewissen so ernst nahm. Aber er fragt, wo denn – wenn es alle ähnlich täten – Gemeindegottesdienst, Seelsorge, Armenpflege, Konfirmandenunterricht und Gemeindeleitung blieben? Und dann sagt er: „Der Prediger würde nicht bloß predigen, *was* er will, sondern auch *wo* er will und *wann* er will. Die Gemeinden müssten darüber zerfallen. Nein, es ist nicht Willkür, dass das Christentum Kirchen und Gemeinden bildete und dass Kirchen und Gemeinden ein Pfarramt bildeten. Es musste sein, wenn anders in den weiten Räumen der Christenheit jedem das Seine werden sollte.“ Es musste sein, weil „das Christentum nicht ohne Kirche und die Kirche nicht ohne Amt und das Amt nicht ohne

---

<sup>8</sup> M.Konradt, a.a.O., 153.

<sup>9</sup> Leipzig 1914, 91-99.

Ordnung bestehen kann“<sup>10</sup>. Ich glaube, dass solche Einsicht in die sachlichen und historischen Zusammenhänge auch heute dazu helfen kann, mit dem schlechten Gewissen umzugehen, das manche Pfarrer befällt, wenn von ihrer beruflichen Sicherheit und von ihrem Einkommen die Rede ist

---

<sup>10</sup> Ebenda 93f.